

„Das ist ganz einerlei“, bemerkte Fiedl; „ein Musikk Liebhaber weiß immer etwas auswendig.“

Dabei lächelte er schon heimlich über das, was er nun zu hören bekommen werde.

Sogleich begann Hummel, ohne weiteres Präludium, denselben Gedanken, den Fiedl eben vorgespielt hatte, und variierte das Thema auf eine so kräftige und erstaunenswerthe Art mit der geistvollsten aller Improvisationen, daß Fiedl einen Augenblick wie versteinert dastand. Aber nicht lange währte es, so ließ er seine Pfeife fallen, trocknete sich die Augen, nahm Hummel von hinten beim Kopfe, küßte ihn derb ab und sprach voll Nahrung:

„Sie sind Hummel! Nur Hummel kann so improvisiren!“

### Eine Gesangsfürstin.

Ungefähr eine halbe Stunde von Brüssel, am Ausgang der Allée vorte, der vierfachen Lindenreihe an der Seite des Kanals, der nach Mecheln führt, liegt jenseits desselben das Dorf Laeken. Obwohl es sonst ein sehr einfacher Ort ist, wird er doch viel besucht, denn er enthält ein geschichtlich bedeutendes Schloß und das Grabmal der Sängerin Maria Malibran, geborenen Garcia, die zu den auszeichnetsten, berühmtesten und genialsten Sängern der Neuzeit gehört.

Maria war eigentlich unter Thränen zur verkörperten Musik geworden. Ihr Vater, Manuel Garcia, war aus Spanien mit seiner Familie nach Paris gekommen, um dort seine musikalische Ausbildung zu vollenden. Er bildete auch alle seine Kinder zur Musik aus.

Maria machte ihm sein Lehramt schwer. Sie hatte weder Neigung zur Musik noch eigentlich Stimme. Ihr Genie lag wie vergraben. Der Vater ahnte es und er war ganz der Mann dazu, um trotz aller Hindernisse einen solchen Schatz zu heben.

Die Kleine mußte arbeiten. Im Anfang ging es schlecht, so schlecht, daß sowohl Lehrer wie Schüler verzweifelten. Bisweilen detonirte Maria derart, daß der Vater vom Stügel aufsprang und sich ans andere Ende des Zimmers flüchtete. Ganz in Thränen lief die Kleine ihm nach, hielt ihn am Roste und bat ihn, wieder zu beginnen.

„Hast Du gehört, wie Du falsch sangst?“ fragte er dann.

„O ja, Papa!“

„Nun dann ist es gut, dann fangen wir wieder an.“

Einer der höchsten Trionphe Maria's war später die Romanze der Desdemona: „Am Fuße von einem Weidenbaum.“ Die Thränen glitten während des Singens leise über ihre blassen Wangen, ohne daß die Reinheit der Töne dadurch im mindesten erschüttert wurde. Die Gräfin Merlin fragte sie einmal: „Aber Maria, wie kannst Du so gut beim Weinen singen?“ Sie antwortete schlicht: „Ich habe es nicht besonders studirt; aber als ich Kind war, weinte ich oft in der Uebungsstunde, und damit es Papa nicht merken sollte, stellte ich mich hinter ihn und gewöhnte mich, meine Stimme zu beherrschen, während meine Thränen flossen.“

Als Maria vierzehn Jahre zählte, studirte die Gräfin Merlin ein Duett mit ihr. Garcia schreibt eine Verzierung auf, die Maria singen soll. Sie versucht es, es will aber nicht gehen. „Ich kann es nicht,“ sagte sie. Des Vaters Augen blitzen auf.

„Was hast Du gesagt?“ fragt er.

Maria sieht ihn an, zittert, faltet die Hände und spricht:

„Papa, ich will's singen!“

Augenblicklich singt sie die Stelle. Wie sie es fertig gebracht, wußte sie nachher selbst nicht.

„Papa's Blick“, sagte sie zur Gräfin, „hat eine solche Gewalt über mich, daß ich, wenn er es mir hieße, fünf Stod hoch hinunter springen könnte, ohne mir weh zu thun.“

Maria's Vater, der sich auch mit Componiren beschäftigte, hatte eine kleine, einaktige Oper geschrieben. Er wollte sich nun mit einer größern Oper versuchen, und wandte sich wegen eines Textes an den französischen Bühnendichter Jean Nicolas Bouilly. Dieser begab sich zu dem spanischen Künstler. Als Bouilly durch das Vorzimmer ging, hörte er aus einem Seitengemach, durch die geschlossene Thür, das klägliche Geschrei eines Kindes.

„Das ist die kleine Marie,“ sagte ihm der Bediente mit mitleidigem Tone; „der Herr züchtigt sie, weil sie falsch gesungen hat.“

Das Geschrei des Kindes ward immer stärker. Bouilly tritt an die Thür, öffnet sie behutsam und sagt zu Garcia, den er mitten in der Züchtigung begriffen antrifft:

„Bitte tausendmal um Vergebung, lieber Freund, aber wenn ich ein Kind schreien höre, so kann ich nicht ruhig bleiben.“

Der väterliche Zuchtmeister ließ, durch den Besuch etwas verlegen, die Kleine los, die sich in eine Ecke flüchtete und ihren Befreier mit einem Blicke unaussprechlicher Dankbarkeit betrachtete. Garcia und Bouilly gingen nun

in das Arbeitszimmer des Ersteren, wo sie länger als eine Stunde über ihre Pläne hin- und herredeten. Endlich sah Bouilly seinen kleinen Schützling wieder, der kein Wort hervorzubringen wagte, dessen Ausdruck und Blicke ihm aber zu sagen schienen: „Wenn Du nicht ein gutes Wort für mich einlegst, so bekomme ich abermals Schläge, sobald Du weggegangen bist!“ Der Dichter verstand die stumme Sprache; er ergriff den Künstler bei der Hand und sagte, seine Worte mit einem warmen Händedruck begleitend:

„Wenn wir aber unsern Kauf abschließen sollen, so muß ich ein Angeld haben!“

„Ein Angeld?“ erwiderte Garcia verwundert.

„Ja wol, ein Angeld und zwar für mich ein sehr vortheilhaftes: daß Sie nämlich Ihrem Kinde verzeihen. Ich weiß wohl, daß Garcia's Tochter nicht falsch singen darf, allein es giebt doch auch keine Sünde, die nicht vergeben werden könnte.“

Mit diesen Worten hob Bouilly die Kleine in die Höhe, reichte sie dem Vater hin und zwang diesen, den Kneufuß anzunehmen und die Vergebung auszusprechen. Kaum war dies geschehen, als Maria die kleinen Arme um Bouilly's Hals schlang und ihm leise ins Ohr flüsterte: „Nie werde ich Sie vergessen!“

Jahre vergingen; die kleine Maria wuchs heran, verließ Frankreich und kehrte endlich zurück, unter einem unbekanntem Namen verborgen, der ihr später die Unsterblichkeit zu verdanken haben sollte. Eines Morgens kam sie zu Bouilly, von einer achtbaren Dame begleitet.

„Sie erkennen wol“, rief sie ihm zu, „das kleine Mädchen aus der Rue de Louvois nicht wieder, das Ihnen einmal sagte, daß sie Sie nie vergessen würde? Durch Meere von meiner Familie getrennt, bedarf ich eines Freundes, eines Beschüters, und mein Herz hat Sie dazu auserwählt!“

Auf diese Einleitung ließ Mad. Malibran die Erzählung ihrer unglücklichen Schicksale folgen und schloß damit, daß sie die Absicht habe, sich dem Theater zu widmen. Gleich am andern Morgen führte Bouilly sie zu Catel und Boieldien, vor denen sie sang. Bald darauf erhielt sie ein Engagement bei dem Italienschen Theater und trat in einem öffentlichen Konzerte in der Rue Chanteraine auf.

Im Jahre 1829 kam die Sängerin nach England. Sie sollte als Malibran-Garcia zum ersten Male bei dem Musikfeste in Birmingham singen, zu welchem auch die bekannte Miß Baton engagirt war. Diese Letztere, damals sehr beliebt, wurde in jeder Hinsicht begünstigt. Man gestattete ihr nicht allein, sich die Stücke, die sie zu singen wünschte, selbst zu wählen, sondern überließ es auch ihrer Bestimmung, wie viel sie zu singen wünsche;

während die Malibran weder die eine noch die andere Vergünstigung erhielt. Die Sängerin ertrug diese unwürdige Behandlung mit großer Geduld, bis ihr endlich eines Morgens das Programm des Abendkonzerts gebracht wurde, auf dem man ihr zwei Arien, der Miß Paton aber sechs gestattet hatte. Eine solche Zurücksetzung mußte auch den letzten Faden ihrer Geduld zerreißen. Sie eilte in das Haus, wo die Direktoren sich versammelt hatten, und begehrte vorgelassen zu werden. Man wollte sie abweisen, allein, fest entschlossen, ihr Vorhaben durchzusetzen, öffnete sie das Zimmer, und wandte sich ohne Weiteres an den bestürzten Vorsitzenden mit der Frage:

„Haben Sie, mein Herr, diesem Programme Ihre Zustimmung erteilt?“

Der Direktor bejahte die Frage.

„Ich hatte das Gegentheil erwartet, mein Herr! Man hat mir nur zwei ganz unbedeutende Gesänge vorzutragen gestattet; Miß Paton dagegen singt sechs große Piecen. Der Ruf der Miß Paton steht bereits fest; — ich hingegen muß den meinigen erst begründen. Von dem Erfolge meiner hiesigen Leistungen hängt mein Erfolg in London ab. Sie vernichten mir jede Aussicht auf eine günstige Aufnahme. Ich verlange von Ihnen keine Gunst; ich fordere Gerechtigkeit. Ich will gleiche Rechte mit Miß Paton. Sie lassen mich in der Rolle des Romeo auftreten; gut. Aber am Montag Romeo; am Mittwoch: Romeo; am Freitag: Romeo; Romeo und immer Romeo. Das Publikum wird sagen: sie singt nichts weiter als Romeo!“

Der Direktor suchte sie zu beruhigen, machte allerlei Ausflüchte und Versprechungen, fügte jedoch hinzu, daß das Programm zu dem Konzert bereits in die Hände des Publikums übergegangen und deshalb für diesmal unabänderlich sei.

„Vortrefflich, mein Herr!“ erwiderte sie; „Sie begehen eine Ungerechtigkeith, und verweigern es, sie wieder gut zu machen. Lassen Sie der Miß Paton die sechs Arien singen; aber bewilligen Sie mir wenigstens eine gleiche Anzahl, wodurch das Programm ja noch vergrößert wird.“

Der Direktor zuckte die Achsel.

„Sie wollen nicht? Wohlun denn! So werde ich mir selbst mein Recht verschaffen.“ Nach diesen Worten verließ sie die Versammlung, die ihr erstaunt nachblickte.

Der Abend kam heran. Das Theater war überfüllt. Das Konzert begann. Philipps sang, dann Braham, darauf Miß Paton. Endlich erschien die Malibran. Ein lauter Jubel tönte ihr entgegen. Die Sängerin, erstaunt über einen so glänzenden Empfang, sieht wie versteinert, die Arme auf der Brust gekreuzt, mit niedergesenktem Blicke. Sie ermannet sich

endlich und singt mit ihrer glöckereinen Stimme in ihrer zauberischen Weise Rossini's Arie der Rosine: „Una voce poco fa.“ Solche Töne, solche Triller, solche Kadenz, solche Kraft der Stimme, vereint mit den süßesten Schmeichellauten, hatte man nie von einer englischen Sängerin gehört. Ein Beifallsturm folgte dem andern; und als Mori, der Konzertmeister, nach Beendigung der Arie ersahien, um die Malibran abzuführen, steigerte sich der da-capo-Ruf so sehr, daß Mori zurücktreten mußte. Die Malibran trat vor, dankte, eilte dann in den Hintergrund, holte sich einen Stuhl, setzte sich zum Piano, winkte dem Orchester zu schweigen und begann nach einem kurzen Präludium sich die eben gesungene Arie selbst zu akkompagniren. Als sie an die letzten Schlußakkorde kam, machte sie eine kleine Pause, warf einen Blick nach der Ecke hinüber, in die Mori sich zurückgezogen, nickte lächelnd mit dem Kopfe und begann unmittelbar darauf, zur Freude aller Anwesenden, zum Erstaunen Mori's und der vor Schreck erstarrten Direktoren, ein neues Lied, und zwar ein spanisches. Als sie geendet, erhob sie sich zum Fortgehen; allein das Publikum wollte sich noch nicht von ihr trennen. Parterre, Logen, Gallerie wetteiferten im Beifallsjauchzen. Mori kam von Neuem, die Sängerin von der Scene zu führen; Pfeifen und Zischen tönte ihm entgegen. Dadurch ermunthigt, winkte ihm Malibran mit freundlichem Blicke und einer anmuthigen Bewegung der Hand, sich zurückzuziehen, und nahm von Neuem vor dem Instrumente Platz. Sie sang jetzt ein deutsches, ein französisches und ein englisches Lied. Durch alle diese extempornirten Vorträge war indeß so viel Zeit hinweggenommen, daß Miß Paton, statt ihrer angekündigten sechs Gesänge, nur zwei vortragen konnte. Als die Malibran endlich geendet hatte und hinter die Scene kam, umringten sie fast alle anwesenden Künstler und brachten ihr ihre Ausbügungen und Glückwünsche dar. Der Direktor selbst konnte sich, besiegt von der Macht und Kunstfertigkeit ihres Gesanges, nicht enthalten, ihr Glück zu wünschen, indem er hinzufügte:

„Aber Sie haben uns doch einen argen Streich gespielt.“

„Sagte ich Ihnen nicht,“ erwiderte sie mit anmuthigem Lächeln, „daß ich mir Recht verschaffen würde? Sie sehen, ich habe Wort gehalten.“

Während ihres Aufenthaltes in Mailand erlaubte sie sich oft verschiedeneartige Neckereien gegen einen ihrer Kollegen, der Lorenzo hieß, ein ausgezeichnete Mensch, aber ein großer Feinschmecker war. Wenn er in einem der verschiedenen Häuser, die er besuchte, Näschereien bemerkte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, einige derselben einzustecken; sobald nicht die Blicke auf ihn gerichtet waren, vollbrachte er den kleinen Raub mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Sie kannte diese seine Schwäche,

stellte sich aber, als ob sie nichts davon wüßte. Endlich nahm sie sich einmal vor, ihm eine Lektion zu ertheilen. Zu diesem Zwecke ließ sie sich einen Teller, auf dem vier mit Zucker bestreute, gebratene Äpfel lagen, auf das Büffet in den Speiseaal stellen. Nachdem sie sich eine Zeit lang mit Lorenzo unterhalten hatte, verließ sie ihn, um einen Augenblick in ein anderes Zimmer zu gehen. Bald kehrte sie aber zurück und rief:

„Großer Gott, welch' Unglück!“

„Was ist Ihnen, Madame, von welchem Unglück sprechen Sie?“ fragte Lorenzo.

„Von einem furchtbaren Unglücke, das mich zittern macht.“

„Sie fangen an, mich zu erschrecken. Um was handelt es sich denn?“

„Hören und urtheilen Sie, ob meine Furcht nicht begründet ist. Ueber meinem Schlafzimmer befindet sich ein großes Kabinett, welches von vielen Mäusen bewohnt ist. Sie wissen, daß diese kleinen Thiere ohne Ausnahme Alles zernagen. Ich habe daher diesen Abend beschlossen, ihnen gebratene Äpfel zum Nachtessen zu geben, doch bemerkte ich eben, daß einer dieser Äpfel fehlt. Das beunruhigt mich!“

„Ah,“ erwiderte Lorenzo, indem er sich kaum vor Lachen halten konnte, „das ist also der Grund Ihrer Betrübniß?“

„Ja, mein Theurer, denn in das Innere der Äpfel habe ich Arsenik thun lassen.“

„Großer Gott, zu Hülf! Schnell einen Arzt, ich bin ein tochter Mann!“ schrie Lorenzo.

„Sie haben also einen davon gegessen, Unglücklicher?“

„Weider, ja!“

Die Sängerin bemerkte, daß sie jetzt den Scherz nicht fortsetzen durfte; sie nahm daher Lorenzo's Hand und beruhigte ihn. Er aber behauptete steif und fest, daß er einen furchtbaren Schmerz in den Eingeweiden fühle, und um seine Angst gänzlich zu beseitigen, nahm sie einen Apfel vom Teller und begann ihn zu essen.

„Sie sehen,“ sagte sie, „daß, wenn Sie vergiftet wären, ich es jetzt auch sein müßte.“

Je weiter sie sprach, desto mehr erheiterte sich das Gesicht Lorenzo's.

„Es ist gleich, Madame, aber haben Sie mir Angst eingesagt!“

„Nun denn, ich will sie gänzlich verschwinden machen.“

Sie klingelte und ließ Lorenzo eine Flasche vortrefflichen Madeirawein bringen, die auch vollständig das Gleichgewicht in seiner stark erschütterten Lebensmaschine wieder herstellte.

Die Sängerin hatte nicht nur eine schöne Stimme, sondern auch ein warmes Herz und eine offene Hand. Wenn sie Gutes vollbrachte, geschah es gewöhnlich in unbefangener, lebenswurdiger Weise.

In Neapel lebte ein französischer Friseur in bitterer Armuth; Madame Malibran hörte von seiner Noth, ließ sich täglich von ihm frisiren und bezahlte ihn ibermaig. Sobald er aber gegangen war, zerstörte die Malibran jede Locke seines mühsamen Werkes und ließ sich von ihrem gewöhnlichen Friseur das Haar machen. Ihre Freunde wollten sie bereden, sich die unnutige Mue zu sparen und dem armen Friseur das Geld doch lieber gleich zu schenken.

„D nein,“ sagte die Sängerin, „jetzt glaubt er daß Geld zu verdienen, als Almosen würde es ihn demüthigen. Ueberdies meint er, wenn mein Haarpu gelobt wird, sein Werk werde gepriesen. So viele Freunde zu machen kann man wol ein kleines Opfer bringen.“

Eines Tages bemerkte sie, daß ein Vorgeiger in der Italiensichen Oper ganz verwirrt und von einem tiefen Schmerze niedergebeugt war. Sie erkundigte sich und erfuhr, daß der älteste Sohn jenes Mustlers militarpflichtig sei und daß dessen Vater nicht die Mittel besaß, ihn loszukaufen. Am nächsten Tage schon hatte der junge Mann einen Stellvertreter. Erst nach langer Zeit und nach eifrigem Nachforschen erfuhr die Familie, von wem jene Hilfe gekommen war.

Eine junge, vom Unglücke verfolgte Pianistin gab ein Konzert und Madame Malibran hatte versprochen, in demselben mitzuwirken, allein die Sängerin erschien nicht zur bestimmten Zeit, und man beschuldigte sie bereits der bei großen Künstlern so häufig vorkommenden Unzuverlässigkeit. Kurz vor Beginn des Konzerts erschien sie, aber nicht verlegen, sondern vor Freude strahlend. Sie hatte vorher in einem Salon gesungen und eine Höre voll Geld gesammelt, welche sie der tiefbewegten Künstlerin heimlich mit den Worten zusteckte: „Ich habe bereits für Sie gearbeitet!“

Im September 1836 reiste die Künstlerin nach England, um bei dem großen Musikfeste in Manchester mitzuwirken. Am ersten Tage ging Alles vortreflich; am zweiten jedoch, als sie kaum mit der Caradori ein Duett gesungen hatte, sank sie ohnmächtig nieder und mußte nach ihrer Wohnung gebracht werden. Hier stellte sich ein hitziges, nervöses Fieber ein und aller liebevollen Pflege ungeachtet starb sie am 23. September 1836, erst 28 Jahre alt. Die Bestattung in Manchester ging in großartiger Weise vor sich. Zwei Jahre später wurden ihre Ueberreste nach Laeken bei Brüssel in ein Mausoleum gebracht.